



**INFORMATIONSBRIEF [02/2022]
DER CHRISTLICHEN LIBERALEN E.V.**



Inhalt

Editorial.....	1
Geistliches Wort	2
Liberaler Christen Bayern	10
Volkirche oder Minderheit?	13
Christentum und Menschenrechte.....	18
Verständnis	22
Predigt zum sozialpolitischen Bezirksgottesdienst am Tag der Arbeit 2022 (Lörrach)	25

Editorial

Berlin, Pfingsten 2022

Liebe Mitglieder der Christlichen Liberalen, sehr geehrte Damen und Herren!

Für die aktuelle Pfingstausgabe unseres Infobriefs haben wir wieder eine Vielzahl von Artikeln zu politischen Themen zusammengetragen, mit denen wir Sie über ein vielfältiges Spektrum an politischen und gesellschaftlichen Themen informieren und christlich-liberale Perspektiven aufzeigen wollen. Den Anfang macht in bewährter Weise ein geistliches Wort, in dieser Ausgabe von unserem geschätzten Vorstandmitglied Jörg Diehl.

Nach einer kurzen Darstellung der Liberalen Christen aus Bayern folgen Beiträge darüber, ob christliche Kirchen in Deutschland noch als Volkskirche bezeichnet werden können, zu Menschenrechten und Christentum, eine Abhandlung darüber, was Menschen dazu bewegt, Verständnis für Russland in diesem schrecklichen Krieg zu zeigen, und zum sozialpolitischen Bezirksgottesdienst am Tag der Arbeit 2022 in Lörrach.

Der Vorstand der Christlich Liberalen wünscht Ihnen und Ihrer Familie ein frohes und gesundes Pfingstfest 2022, sowie Gesundheit, Frieden und Gottes Segen!

Pascal Kober MdB

1. Vorsitzender

Geistliches Wort

Von Jörg Diehl

Pfingsten – das „Fest der Ausgießung des Heiligen Geistes“ – feiert die Christenheit fünfzig Tage nach Ostern. Überliefert werden die Ereignisse um und am jüdischen Erntedankfest, dem *Schawuot*, das im jüdischen Festkalender fünfzig Tage nach dem *Passah-Fest* gefeiert wird, im zweiten Kapitel der Apostelgeschichte des Lukas. Zur Erinnerung: Das jüdische Passahfest erinnert an den Auszug der Kinder Israel aus Ägypten und ihre Errettung am Schilfmeer. Unser christliches Osterfest fällt mit dem Passah zusammen – und so hat denn auch die frühe Christenheit Jesu Auferstehung als einen neuen Exodus, als einen neuen Anfang verstanden.

Mit dem Schawuot, dem Erntedankfest, begann in Israel die erste Weizen- und Obsternte. Ein Tag, der ein Fest der Freude und des Dankes war, und der auch an die Übergabe der Zehn Gebote an das Volk Israel erinnert.

Nach der Überlieferung bei Lukas waren an diesem Erntedankfest in Jerusalem nicht nur der „harte Kern“ der Jünger- und Jüngerinnenschaft anwesend, sondern auch viele Juden aus anderen Teilen der römischen Welt, die, wie die Apostelgeschichte berichtet, in fremden Sprachen sprachen. Eine ziemlich bunte Mischung also aus verschiedenen Teilen des römischen Reiches, die das Erntedankfest in Jerusalem zusammenbrachte. Doch sollte dieses Schawuot anders verlaufen als gedacht...

„Und als der Pfingsttag gekommen war, waren sie alle an einem Ort beieinander.

Und es geschah plötzlich ein Brausen vom Himmel wie von einem gewaltigen Wind und erfüllte das ganze Haus, in dem sie saßen.

Und es erschienen ihnen Zungen zerteilt, wie von Feuer; und er setzte sich auf einen jeden von ihnen,

und sie wurden alle erfüllt von dem heiligen Geist und fingen an, zu predigen in andern Sprachen, wie der Geist ihnen gab auszusprechen.

Es wohnten aber in Jerusalem Juden, die waren gottesfürchtige Männer aus allen Völkern unter dem Himmel.

Als nun dieses Brausen geschah, kam die Menge zusammen und wurde bestürzt; denn ein jeder hörte sie in seiner eigenen Sprache reden.

Sie entsetzten sich aber, verwunderten sich und sprachen: Siehe, sind nicht diese alle, die da reden, aus Galiläa?

Wie hören wir denn jeder seine eigene Muttersprache?

Parther und Meder und Elamiter und die wir wohnen in Mesopotamien und Judäa, Kappadozien, Pontus und der Provinz Asien,

Phrygien und Pamphylien, Ägypten und der Gegend von Kyrene in Libyen und Einwanderer aus Rom,

Juden und Judengenossen, Kreter und Araber: wir hören sie in unsern Sprachen von den großen Taten Gottes reden.

Sie entsetzten sich aber alle und wurden ratlos und sprachen einer zu dem andern: Was will das werden?

Andere aber hatten ihren Spott und sprachen: Sie sind voll von süßem Wein.“, *Lk 2,1-13*

I.

Starker Wind, heftige Stürme, Zungen wie Feuer – dieses toxisch und geradezu apokalyptisch anmutende Gemisch machte sich breit bei denen, die an diesem Festtag in Jerusalem versammelt waren.

Spontan stellen sich Bilder aus der jüngsten Vergangenheit in unseren Breiten ein:

Sei es die Flut- und Zerstörungskatastrophe letztes Jahr in Nordrhein-Westfalen und im rheinland-pfälzischen Ahrtal mit den vielen Toten und den unbeschreiblichen in die Milliarden gehenden Sachschäden; oder der erst kürzlich wütende Tornadosturm mit seinen Verwüstungen. Oder noch bedrückender: die Nachrichten und Bilder aus der Ukraine...

Doch damals in Jerusalem war das Sturmgetöse und Flammengemenge genau das Gegenteil von Zerstörung, Krieg und „Apokalypse Now“ und bewirkte etwas Erstaunliches:

Menschen unterschiedlicher Sprachen, Herkunft und wohl auch Sozialisation verstehen plötzlich einander; verstehen den Anderen, den „Fremden“ in der je eigenen Sprache.

Diesem Dolmetsch- und Verstehens-Geschehen – die Apostelgeschichte spricht von einem „Wunder“ – ging voraus, dass die in Jerusalem anwesenden Jesusjünger vom Heiligen Geist in Form der „Flammenzungen“ erfasst wurden und zu reden und zu predigen begannen.

Das Erstaunen über diese wundersamen Vorkommnisse vermischte sich wahrscheinlich mit dem Eindruck eines chaotischen Geschehens. Und die Spötter waren auch gleich zur Stelle:

„Andere aber hatten ihren Spott und sprachen: Sie sind voll des süßen Weines“, Lk 2, 13

Ordnung kommt in das turbulente Geschehen durch die sich anschließende *Pfingstpredigt* des *Petrus*, in der er Verse des alttestamentlichen Propheten Joel zitiert, die er zur Grundlage seiner Ansprache wählt und die Auferstehung Jesu bezeugt:

- *In den „letzten Tagen“ wird Gott seinen Geist auf alle Menschen ausgießen;*
- *Die von diesem Geist Beschenkten werden „weissagen und werden Gesichte sehen“;*
- *Und schließlich wird der „herrliche Tag des Herrn“ kommen und anbrechen; gerettet wird dann, wer „den Namen des Herrn anruft“.*

Finis terrae, Ende der Erde und der Welt? Allen Verschwörungstheoretikern, Untergangsliebhabern und Apokalypse-Schwärmern zum Trotz, die diese Aussagen als Beleg für den großen Crash interpretieren, der, wenn nicht schon seine Schatten und dunklen Wolken vorauswerfend, so doch mit an Wahrscheinlichkeit grenzender Sicherheit Mensch, Tier und Natur in nicht ferner Zukunft ereilt, wird von Petrus im Folgenden der Riegel vorgeschoben und der Boden unter den Füßen entzogen:

- *Dieser „herrliche Tag des Herren“ ist bereits gekommen; er brach bereits an mit der Auferstehung Jesu, der den Heiligen Geist empfangen hat und er (Jesus) hat mit seiner Auferstehung den Heiligen Geist ausgegossen (Lk 2,32f.)*

II.

Pfingsten, das Fest der Ausgießung des Heiligen Geistes, ist ohne Ostern und seiner Botschaft der Auferstehung nicht zu denken. Beide sind zwei Seiten einer Medaille; sie sind nicht unabhängig voneinander zu sehen und gehören untrennbar zusammen - Ostern und Pfingsten dokumentieren *Befreiungserfahrungen*, die Menschen mit Gott machten:

- Die Botschaft von der Auferstehung wurde von den Frauen und Männern als ein neuer Exodus, als ein Befreiungsgeschehen verstanden. Ostern, Jesu Auferstehung, wurde im Lichte des im zweiten Buch Mose überlieferten Auszugs der Kinder Israel aus der ägyptischen Versklavung und ihrer Errettung am Schilfmeer als ein nicht nur Jüdinnen

und Juden, sondern *universal alle Menschen* betreffendes und *allen Menschen zustehendes Freiheitsgeschehen* interpretiert.

▪ Diese Transformation des Exodusmotivs findet bei Paulus im Galaterbrief seinen stärksten Ausdruck: „*Zur Freiheit hat uns Christus befreit*“, Gal. 5,1; und: „*Ihr aber, Brüder und Schwestern, seid zur Freiheit berufen. Allein seht zu, dass ihr durch die Freiheit nicht dem Fleisch Raum gebt, sondern durch die Liebe diene einer dem anderen*“, Gal. 5,13 – man könnte auch sagen: Geist, Verantwortung und Barmherzigkeit sind die Leitmotive der Freiheit.

▪ Diese Freiheit hat durchaus *demokratische Züge*: da sie allen Menschen zugesagt ist, ist sie geradezu ein Grundbaustein dessen, was Menschsein ausmacht: „*Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann und Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus*“, Gal. 3,28.

III.

Die Pfingstgeschehnisse sind zum einen Bestätigung und Bekräftigung der Auferstehung und der von ihr konstituierten *Freiheit aller Menschen*; zum anderen ist die Geistausgießung die Aufforderung, einer Wirklichkeit zu vertrauen, die stärker ist als die zeitlichen Mächte und stärker ist als alle menschlichen Sorgen und Befürchtungen – das, was Paulus als „Fleisch“ bezeichnet:

Der Heilige Geist ist eine Macht, die alles wandelt und eine Kraft, die frei macht.

Doch eingestanden: Das Wortpaar ist eine recht abstrakte Angelegenheit und so richtig fassen lässt er sich auch nicht, denn sprichwörtlich „weht der Geist, wo er will“ – so sagt es Jesus im Johannesevangelium im Dialog mit Nikodemus, der ihn fragt:

„Wie kann ein Mensch neu geboren werden, wenn er alt ist? Kann er denn wieder in seiner Mutter Leib gehen und geboren werden?“, Joh. 3.

Und darauf die pfingstliche Geistantwort Jesu: „Wenn jemand nicht geboren wird aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen“. Und: Der Mensch muss von Neuem geboren werden – eben mit und durch den Heiligen Geist, ebd.

IV.

Pfingsten ist nicht nur Bestätigung und Bekräftigung der Auferstehung und der von ihr eingeleiteten Freiheitsgeschichte. *Pfingsten setzt Ostern fort und eröffnet Menschen eine neue Zukunft.* Pfingsten ist *schöpferische Lebenskraft; Mut zum Dasein; Mut zur Freiheit; ein Reframing*, dem Leben und seinen bisherigen Einstellungen und Erfahrungen einen neuen *Rahmen* geben.

Die Botschaft des Heiligen Geistes ist auch: Es ist nie zu spät, anders zu denken und zu handeln. Dem Leben eine andere Richtung zu geben. Oder mit Jesus zu sprechen:

- *Es nie zu spät, aus und mit dem Heiligen Geist neu geboren zu werden.*

Der Heilige Geist ist aber auch der rote Faden, der uns hilft, die *Geister zu unterscheiden* – in einer Zeit, die nicht nur von vielfältigen Krisen und Katastrophen erschüttert wird, die die Verantwortlichen in Politik und Zivilgesellschaft zu Klugheit im Handeln im Dauerstressmodus halten, sondern in der Verschwörungstheorien und Ideologien fröhliche Urstände feiern; in der Cancel Culture (eine moderne Form des mittelalterlichen Prangers) Meinungen, die vom politischen und kulturellen Mainstream abweichen, diskreditieren und eine Art Boykott der Meinungsfreiheit darstellt (die sie für sich selbst allerdings reklamiert). Und anderes mehr.

Das vielfältige und wohl auch verwirrende Sprachengewirr damals am jüdischen Erntedankfest, das von manchen Anwesenden als chaotisch angesehen worden ist, macht vor allem deutlich, wie unterschiedlich Menschen sind – in Sprache, Mentalität und Kultur.

Das aber ist für die Pfingstbotschaft kein Problem, denn die Verschiedenheit bereichert das Leben. Ein Blick in die Natur zeigt: Leben ist vielfältig und nicht einfältig. Doch Vielfalt birgt in sich die Gefahr, unübersichtlich und im schlimmsten Fall auch chaotisch zu werden.

Gemeinschaft - und gerade moderne Gesellschaften, die durch ein hohes Maß an Ausdifferenzierung und in zunehmenden Maße von Individualisierung und Pluralisierung charakterisiert sind - braucht etwas, das über alles Unterschiedliche, Kontroverse und auch Trennende hinaus geht und somit ein Band ist, das die Fliehkräfte einfängt. Biblisch gesprochen: es braucht den Heiligen Geist, die Kraft Gottes, die Menschen in all ihrer Unterschiedlichkeit zusammenbringt.

Der Heilige Geist ist allerdings kein Gleichmacher und Vereinheitlicher –

Er ist die Kraft, die unsere Herzen, Sinne, unseren Geist und unsere Ohren öffnet, so dass wir uns verstehen können und gemeinsam an der *Zukunft der Freiheit* bauen können. Der Heilige Geist setzt beim Einzelnen an, den er erneuern will:

Er ist die schöpferische Energie, die den Einzelnen in eine dialogische Verantwortung führt.

Vielleicht ist er auch die Kraft, die dazu verhilft, die „Freiheit zur sittlichen Vervollkommnung“ im Menschen (so der liberale preußische Bildungsreformer Wilhelm von Humboldt) zu entfachen und damit einen Beitrag zur Autonomie des Menschen zu leisten, die den Einzelnen immer positioniert sieht vor dem Kollektiv und dem Staat, aber niemals ohne den Staat und das Kollektiv. Autonomie als dialogische Verantwortung.

Und so können wir – trotz allen Krisen, Katastrophen und Kakophonien – einstimmen in den Pfingsthymnus „*Veni creator spiritus*“, *Komm, Gott, schöpferischer Geist*:



Komm, Gott Schöp-fer, Hei-li-ger Geist,
 be-such das Herz der Men-schen dein,
 mit Gna-den sie füll, denn du weißt,
 dass sie dein Ge-schöp-fe sein.

„Zünd in uns ein Licht an im Verstand, / gib uns ins Herz der Liebe Inbrunst, / das schwach Fleisch in uns, dir bekannt, / erhalt fest dein Kraft und Gunst...

Gott Vater sei Lob und dem Sohn, / der von den Toten auferstand, / dem Tröster sei dasselb getan, / in Ewigkeit alle Stund.“

Solche Geisterfahrungen, liebe Christen, sollten uns zu denken geben. Unsere schöpferische Lebenskraft, unser Mut zum Dasein und unser Mut zum öffentlichen Einstehen für Recht und Gerechtigkeit sind – wenn wir sie denn haben und in uns fühlen – ein Geschenk des Heiligen Geistes Gottes. „Ihr seid ein Tempel des Heiligen Geistes, den ihr von Gott habt, so dass ihr euch nicht selbst gehört!“ (1. Kor 6, 13) ruft Paulus uns zu. Ich bitte Sie, nicht lange zu fragen und zu suchen, wie und wo ich Heiligen Geist empfangen kann, sondern in der eigenen Lebenskraft – wenn sie denn da ist – Gottes Geist zu entdecken.

II.

„Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen; es grüntem und blühtem Feld und Wald; auf Hügeln und Höhn, in Büschen und Hecken übten ein fröhliches Lied die

neuermunterten Vögel; jede Wiese sprossste von Blumen in duftenden Gründen. Festlich heiter glänzte der Himmel und farbig die Erde“.

So die wohl vielen von uns bekannten Worte aus Goethes „Reineke Fuchs“.

Liberalen Christen Bayern

Von P. Dr. Lothar Bily und Andreas Loquai



sind ein Gesprächs- und Arbeitskreis. Eine Mitgliedschaft in der FDP ist nicht zwingend vorgesehen und werden

vertreten durch den

Katholisch-Liberalen Arbeitskreis (KLAK), gegründet am 3.12.1975

und dem Evangelisch-Liberalen Gesprächskreis Bayern (ELGB) gegründet 08.03.1980

Die Liberalen Christen stehen dazu, dass

es verschiedene pragmatische wie auch weltanschauliche Ausgangspunkte gibt, von denen her sich Menschen zur Mitarbeit in einer liberalen Partei entschließen können.

Nicht wenige Christen haben gerade aus ihrer Überzeugung heraus den Weg in die Freien Demokraten gewählt;

- **das Verhältnis zwischen Christen und Liberalen nicht feindselig oder neutral-distanziert ausfallen muss.** Evangelische und katholische Christen haben einen entscheidenden Teil zum Werdegang des Liberalismus und liberaler Parteien in Deutschland und Europa beigetragen.

Die Liberalen Christen erinnern die Kirchenleitungen und in den Kirchen engagierte Christen daran, dass es evangelische wie katholische Christen gibt, die von einer inneren

Entsprechung von Christentum und abendländischer Freiheitsgeschichte überzeugt sind und das Engagement für eine liberale Partei als Ausdruck und Verpflichtung mündigen Christseins verstehen.

ELGB und KLAK bieten sich als Foren an, die das Gespräch zwischen liberalen Christen, christlichen Liberalen und ihrer Kirche zu ermöglichen, um gegenseitige Ängste, Vorbehalte und Vorurteile abzubauen.

ELGB und KLAK weisen die Liberalen darauf hin, dass die Forderung einer völligen Trennung von Staat und Kirche bei gleichzeitiger Begrenzung des Religiösen auf den privaten Bereich kaum durchführbar und anstehenden Fragen und Problemen nicht angemessen ist. Die Liberalen Christen Bayern stehen zu der Selbstständigkeit von Kirche und Staat, die im Art. 140 GG i. V. m. Art. 137 WV festgeschrieben ist.

Eigenes Handeln muss und wird moralisch beurteilt von Kirchen, Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften. Daher ergeben sich breite Berührungsflächen, da sich viele Aufgabenstellungen und Tätigkeiten staatlicher wie privater Einrichtungen auf dieselben Menschen und Staatsbürger beziehen und sich dabei gegenseitig überschneiden.

Die moralischen Vorstellungen einer Religion dürfen andere Religions- oder Weltanschauungs-gemeinschaften nicht dominieren. Der Raum für freies und selbständiges Handeln von Religionsgemeinschaften ist zu erhalten, solange nicht gegen Grundrechte verstoßen wird. Der Schutz von religiöser Freiheit darf nicht für politisches Handeln und Machtaufbau missbraucht werden. Zunehmend rücken Fragen in den Vordergrund, wie eine solidarische und menschenwürdige Gesellschaft auch in Zukunft garantiert werden kann und wie ethische Forderungen in einer marktwirtschaftlichen Grundordnung zu verwirklichen sind.

ELGB und KLAK weisen darauf hin, dass nach ihrer Ansicht gerade das Zusammenwirken von Liberalen unterschiedlichster Herkunft, in gegenseitiger Achtung und Gleichberechtigung unterschiedlicher religiöser Vorstellungen, nötig ist. Damit wird

sichergestellt, dass die Liberalen wieder zu jener geistigen Weite und politischen Gestaltungskraft kommt, wie sie für den Liberalismus in Deutschland über lange Zeit charakteristisch war. Das Gespräch zwischen Liberalen und Christen ist wünschenswert und nötig.



Sprecher:

Wolfgang Mathis
Geranienstr. 9, 85521 Riemerling
☎ 0 89 66 55 07 87
✉ Mathis.W@t-online.de

Sprecherin:

Elfi Trautvetter-Ferg
Am Kirschberg 2, 97478 Knetzgau
☎ 09527 950 832



Vorsitzender:

Alfred Neugebauer
Sommerleite 5, 96184 Rentweinsdorf
☎ 0 95 31 1899
✉ KLAKE-Neugebauer@t-online.de

Stellv.:

Prof. P. Dr. Lothar Bily SDB
Don-Bosco-Str. 1, 83671 Benediktbeuern
☎ 0 88 57 88 422
✉ bily@donbosco.de

Volkskirche oder Minderheit?

Ein Plädoyer für ein liberales «Sowohl – als auch»

Von Christian Mack

Die religiöse Situation in der Bundesrepublik Deutschland, zumal aus christlicher Perspektive, befindet sich in einem spürbaren Wandel. Im Jahr 2022 wird die Zahl derer, die in Deutschland einer der beiden großen Kirchen angehört, erstmals weniger als 50% der Bevölkerung betragen. Dieser Tage dürfte es soweit sein.

Auch wenn dem Unterschreiten dieser Marke kaum eine messbare Alltagsrelevanz zugeschrieben werden dürfte, ist der symbolische Gehalt dieser Nenngröße nicht zu unterschätzen: Wer sich zu einer der beiden Kirche bekennt, gehört von nun an zu einer gesellschaftlichen Minderheit. Das ist eine historische Zäsur. Egal, wie stark den Christenmenschen der säkulare Wind auch um die Nase wehte, konnten sie sich doch immer noch damit trösten, trotz allem noch immer zu einer Mehrheit zu gehören. Diese Zeiten sind vorbei. Ein bleibend hohes Niveau von Kirchenaustritten, schwindende finanzielle Ressourcen und Nachwuchsmangel bei Hauptamtlichen lassen für die nächsten Jahrzehnte einen epochalen Umbruch erahnen.

Folglich müssen wir wohl wirklich damit rechnen, als Christinnen und Christen bleibend zu einer gesellschaftlichen Minderheit zu gehören. Kirchliches Leben und kirchliche Strukturen, wie wir sie heute teilweise immer noch erleben, werden sich in den nächsten Jahren und Jahrzehnten grundlegend und zwangsläufig verändern. Kann man unter diesen Vorzeichen überhaupt noch von den «großen» Kirchen sprechen? Wie lässt sich überhaupt noch der Begriff «Volkskirche» verwenden, wenn sich das Volk von seinen Kirchen mehrheitlich abgewendet hat?

Laut der Meinungsforscherin Renate Köcher vom Institut für Demoskopie in Allensbach nimmt die Zahl der «stillen Mehrheiten» und «lauten Minderheiten» in Deutschland zu. Das ist paradoxerweise der Grund, warum wir diesen «Schwellenwert» von 50% in

unserem Gemeindealltag gar nicht bemerken, egal ob als Hauptamtliche oder Ehrenamtliche. Hätten wir es nicht in den Medien gelesen, wäre es in unserer alltäglichen Arbeit nicht aufgefallen, dass wir nun unter die 50%-Marke gerutscht sind.

Es ist eine Binsenweisheit: Was vorher schlecht lief, lief schon bei 60% schlecht. Und was vorher gut lief, läuft auch bei 47% gut weiter. Und auch für die Ressourcenverteilung spielen ein paar Prozent mehr oder weniger keine große Rolle: Wenn gespart werden muss oder der theologische Nachwuchs fehlt, dann ist das bei 49,8% nicht noch dramatischer, als es bei 50,1% ohnehin schon ist. Und darauf kommt es an: Unsere tägliche praktische Arbeit in den Kirchen und erst recht vor Ort in den Kirchengemeinden ist von einer symbolischen Zahl 50% zunächst nicht betroffen.

Mit ihrer Minderheitenposition befinden sich die Christinnen und Christen in bester Gesellschaft. Es gibt immer mehr BürgermeisterInnen oder Gemeinderäte, die mit weniger als 50% Wahlbeteiligung gewählt wurden. Auch Mitglieder von Sportvereinen sind eine Minderheit. Oder Gewerkschaften, Parteien, Chöre, Fasnachtscliquen. Und so weiter. Sie alle haben nicht die Mehrheit der Bevölkerung hinter sich. Und trotzdem sind sie aktiv und gesellschaftlich anerkannt. Ohne sie wäre unsere Gesellschaft ärmer und langweiliger. Das ist ganz und gar kein «Whataboutism», sondern im Gegenteil der richtige Moment, den Wert und das Potenzial von Minderheiten wahrzunehmen und zu würdigen.

Und auch eine weitere Annahme stimmt so nicht: Die Behauptung, eines stetigen Niedergangs kirchlichen Lebens, während früher vermeintlich alles besser gewesen sei. Die Kirchen waren beispielsweise nie so leer wie in der Zeit um 1800 herum. Und wer Paulus liest, der merkt: Die Klagen über die Zu- und Umstände sind so alt wie die Christenheit selbst, egal ob man aus einer Mehrheits- oder einer Minderheitenposition spricht.

Was ist also der Mehrwert, wenn die große Mehrheit der Menschen Mitglied einer Kirche ist? War die Gesellschaft besser, als alle Menschen Christen waren? Und waren die

Menschen bessere Christen als heute, als sie noch in der Mehrheit waren? Daran darf gezweifelt werden. Bereits Martin Luther beklagte sich 1537 in einer Predigt darüber, dass die Menschen sich benehmen «wie die Hunde und Schweine», obwohl sie doch eigentlich alle Christen seien. Was ist also gewonnen, wenn die Mehrheit der Menschen in der Kirche sind? Was ist der qualitative Mehrwert, in der Mehrheit zu sein?

Man könnte umgekehrt vermuten, dass es heutzutage schlicht und einfach ehrlicher ist, aus der Kirche auszutreten, statt nur noch deshalb dabeizubleiben, weil es halt irgendwie dazugehört wie vor 100 oder 200 Jahren. Ja – die Menschen waren damals in der großen Mehrheit Mitglieder einer der christlichen Kirchen. Aber waren sie auch gleichermaßen mit dem Herzen dabei? Das ist historisch fragwürdig. Alte Visitationsakten lassen keinen Zweifel daran, dass die innere Verbundenheit mit der Institution Kirche vor 100 Jahren in weiten Teilen der Bevölkerung nicht höher war als heute. Das ist zwar keine Ausrede für die Gegenwart, sollte uns aber ein wenig vor Alarmismus bewahren.

Vielleicht machen die hohen Austrittszahlen und die vielen konfessionell Ungebundenen auch einfach nur auf ein Defizit von Kirche aufmerksam, das schon viel länger existiert, nur eben viele Jahre durch die hohe Kirchenbindung überdeckt wurde: Nämlich das Defizit, den Menschen Sinn und Mehrwert einer Kirchenmitgliedschaft glaubwürdig zu vermitteln. Aber daran könnte man ja arbeiten.

In der Mehrheit zu sein, bedeutet also zunächst einmal gar nichts, auch nicht für die Kirchen. Sondern es kommt auf die lauten Minderheiten an. Nehmen die stillen Mehrheiten zu, heißt das im Umkehrschluss, dass es in Zukunft immer mehr Minderheiten geben wird. «Mehrheit» ist nicht von sich aus ein Qualitätsmerkmal. Denn die Mehrheit macht offenbar lieber gar nichts – keinen Sport, keine Bürgermeisterwahlen, keine Religion.

Im Grunde holen wir mit der jetzigen Situation eine Forderung ein, die besonders die liberalen Theologen um 1900 gestellt hatte: Eine Freiwilligkeitskirche in der Gestalt einer Volkskirche. Gerade diese Liberalen betonten, dass der Begriff «Volkskirche» nicht von

der Mehrheitsposition in der Bevölkerung abhängig ist, sondern vielmehr die Zielrichtung deutlich macht: Gut jesuanisch alle Menschen einladen, ohne sie jedoch zur Teilnahme zu nötigen. Denn wer die Menschen außerhalb der Kirche in den Blick nimmt, bleibt offen und vermeidet auf diese Weise den Rückzug von der Welt. Dieses liberale Missionsverständnis verhindert also, dass Kirche zu einer Sekte wird, die sich nur noch um sich selber dreht. In diesem Sinne kann auch eine Minderheitenkirche gleichwohl Volkskirche sein.

Dem aktuellen Koalitionsvertrag «Mehr Fortschritt wagen» der neuen Bundesregierung ist das Thema «Religion» kein eigenes Kapitel mehr wert, sondern lediglich als Unterkapitel eines Unterkapitels zu finden: zwei Absätze von 172 Seiten. Die neue Bundesregierung will der neuen religiösen Situation darin ansatzweise Rechnung tragen, indem sie «das Religionsverfassungsrecht im Sinne des kooperativen Trennungmodells» weiterentwickelt. Auf diese Weise will sie «die Beteiligung und Repräsentanz der Religionsgemeinschaften, insbesondere muslimischer Gemeinden» im öffentlichen Diskurs verbessern und «in enger Abstimmung mit den betroffenen Kirchen und Religionsgemeinschaften» ergänzen (Koalitionsvertrag, S. 111).

Der gesellschaftliche Beitrag der Kirchen und Religionsgemeinschaften liegt in dieser Lesart also zunächst in der Weiterentwicklung bestehender verfassungsrechtlicher Strukturen. Das ist zunächst eine rein funktionale Bestimmung.

Vielsagend ist dagegen die Einordnung des Absatzes zu den Kirchen und Religionsgemeinschaften: Kirchen und Religionsgemeinschaft sind im Koalitionsvertrag dem Abschnitt «Innere Sicherheit, Bürgerrechte, Justiz, Verbraucherschutz, Sport» untergeordnet, der seinerseits im Kapitel VI. «Freiheit und Sicherheit, Gleichstellung und Vielfalt in der modernen Demokratie» eingereiht ist. Indirekt wird damit also zum Ausdruck gebracht, dass Kirchen und Religionsgemeinschaft in den Augen der neuen Bundesregierung auch in der Zukunft ihren Beitrag zu Freiheit und Demokratie zu leisten imstande sind, allen aktuellen negativen Schlagzeilen zum Trotz. Das ist für Kirchen wie

für die vielen engagierten Christinnen und Christen eine gute und ermutigende Nachricht und ein wichtiges Zukunftssignal.

Für die christlichen Kirchen leitet sich daraus ein wichtiger spezifischer Auftrag für das gesellschaftliche Leben ab: Sie sind weiterhin in der Pflicht, auch aus einer gesellschaftlichen Minderheitenposition heraus aktiv an der Weiterentwicklung und Festigung unseres demokratischen Gemeinwesens mitzuwirken. Mit anderen Worten: Wer diesem gesamtgesellschaftlichen Auftrag nachkommen will, kann sich auch als Minderheitenkirche weiterhin als Volkskirche definieren.

Auf was kommt es also an? Jesus sagt den Menschen: «Ihr seid das Salz der Erde» (Matthäus 5, 13). Das Salz ist die Würze, die den Zutaten das gewisse Etwas gibt. Jesus sagt nicht: «Ihr seid das Mehl» oder «Ihr seid das Schnitzel.» Jüngerinnen und Jünger sind nicht das Hauptgericht – nein, sie sind nicht einmal die Beilage! Aber sie sollen die entscheidende Würze sein. Vielleicht wird es Zeit, sich dieses Gleichnis wieder stärker in Erinnerung zu rufen.

Es fordert uns sicherlich einige Demut ab, wenn wir nicht mehr die Basis, sondern «nur» noch die Würze einer Gesellschaft sein sollen. Zudem ist es eine Herausforderung, den Menschen den Mehrwert von Kirche zu vermitteln, statt ihre Mitgliedschaft für selbstverständlich zu halten. Aber heutzutage ist eben nichts mehr selbstverständlich. So wie die ehemaligen Volksparteien ihre Existenzberechtigung und ihren gesellschaftlichen Anspruch begründen müssen, so müssen auch die Kirchen ihre Hausaufgaben machen. Wir müssen aus unserer jahrhundertelangen Komfortzone ausbrechen und wieder öffentlich bekennen lernen. Daran ist grundsätzlich nichts zu kritisieren.

Natürlich ist die Kirche eine Institution, die ihre Arbeit gut machen, ihre Angestellten gerecht bezahlen oder notwendige Gebäude unterhalten will. Insofern ist der Selbsterhalt der Kirche gerade kein Selbstzweck. Kirche braucht Strukturen, weil wir damit Möglichkeiten haben, uns den Menschen zuzuwenden. Aber nicht, weil Kirchengebäude

so schön sind oder Kirche schon immer irgendwie dazugehört hat. Das alleine reicht heutzutage nicht mehr – und das ist eigentlich auch gut so.

Jesus gab den Menschen Raum zur Begegnung und Auseinandersetzung mit Gott und mit sich selbst. Kirche, wie auch immer sie organisatorisch aussieht, will und soll deshalb ein Ort sein, an dem die Menschen miteinander teilen, was sie glauben, was ihnen Sinn verspricht, wo sie Halt brauchen, was sie trägt. Das alles erreichen wir nur mit Engagement und innerer Überzeugung, aber nicht mit einem statistischen Anteil von mehr als 50% an der Gesamtbevölkerung. Und das war übrigens nie anders.

Wenn wir darauf den Fokus legen, mache ich mir über die Zukunft der Kirche weiterhin keine Sorge, auch wenn deren organisatorische Form sich sicherlich stark wandeln wird und muss. Wenn wir als Kirche auf diese Weise Räume für die Menschen schaffen; wenn Menschen in der Kirche das finden, was sie suchen; wenn die christliche Gemeinde der Welt als Salz die entscheidende Würze gibt, dann ist ein Anteil von 50% Kirchenmitgliedern eine nette Statistik – aber auch nicht mehr. Davon bin ich überzeugt – zu 100 Prozent.

„Tief ist der Brunnen der Vergangenheit“

Christentum und Menschenrechte.

Eine nicht ungetrübte Geschichte

Von Jörg Diehl

Teil Eins

I.

Für *Theodor Heuss* war Europa auf drei Säulen gebaut: Jerusalem, Athen und Rom. Übersetzt: Die drei Säulen, auf denen Europa seine religiöse (Jerusalem, Judentum und Christentum, Tora und Bibel), kulturelle (Athen, Philosophie und Demokratie) und rechtliche (Rom, Rechtsordnung, Staats- und Zivilrecht) Prägung und Identität erhalten

habe, stehe für Frieden, Menschenrechte und Rechtsstaatlichkeit. Heuss verwendete diese Trias anlässlich einer Rede in Heilbronn 1950.

Heuss war es auch, der im Parlamentarischen Rat und seinem Ringen um die Formulierung der Präambel des Grundgesetzes und dem steinigen Weg, den Gottesbezug zu implantieren, schließlich überzeugte mit der Formulierung bzw. dem Zusatz „...in Verantwortung vor Gott“. Wichtig war ihm – und das prägt den säkularen Rechtsstaat der BRD -, dass der Gottesbezug als *Demutsformel* zu verstehen ist – und damit das Grundgesetz der Bundesrepublik nicht transzendent überhöht wird: „*Dem Absolutheits- und Wahrheitsanspruch totalitärer Staatsmodelle jedweder Provenienz wird durch den Gottesbezug gerade eine Absage erteilt*“ (Horst Dreier. Staat ohne Gott. Religion in der säkularen Moderne). Diese weltanschauliche bzw. ideologische Begrenzung staatlicher Deutungshoheit formuliert sich auch in Artikel 4 des Grundgesetzes, der positiven und negativen Religionsfreiheit: Sie „*stellt eine radikal individuelle Rechtsposition dar, die ohne jede Verpflichtung auf den Staat gewährleistet und (...) ohne Abstriche gewährt wird*“ (Horst Dreier. Staat ohne Gott. Religion in der säkularen Moderne).

Seit den Anfängen der Bundesrepublik haben die westlichen Gesellschaften tiefgreifende Veränderungen durchlaufen, die mit den Begriffen „Säkularisierung“, „Individualisierung“ und „Pluralisierung der Lebenswelten“ umschrieben werden können und durchaus zutreffend das bezeichnen, was der Kulturosoziologe *Andreas Reckwitz* in seiner Analyse und Zustandsbeschreibung der deutschen Gegenwartsgesellschaft als „*Gesellschaft der Singularitäten*“ bezeichnet.

Säkularisierung ist ein vielschichtiger Begriff. Meinte er im Zeitalter der Reformation, der Französischen Revolution und der Napoleonischen Zeit die Enteignung und damit „Verweltlichung“ bzw. „Verstaatlichung“ kirchlicher Güter und Immobilien, steht er heute eher als ein Sammelbegriff für den Wandel und die Abkehr von christlicher Religion und Kirchen in der Gesellschaft – konkret: der seit der Aufklärung und dem Beginn der Moderne einsetzende und sich seit Ende des 20. Jahrhunderts beschleunigende

gesellschaftliche Bedeutungsverlust des Christentums und der „Verweltlichung der Welt“, was allerdings nicht bedeutet, dass Religion insgesamt verschwindet.

Dennoch: die fortschreitende Säkularisierung geht einher mit einer „*De-Institutionalisierung*“ der großen christlichen Kirchen in unseren Breiten, flankiert von einer Pluralisierung und Individualisierung der Lebenswelten.

Der *säkulare Staat* legitimiert sich nicht von religiösen Überzeugungen her. Politik und Religion, Staat und Kirche sind zwei getrennte Bereiche. Der Staat ist weltanschaulich neutral. Das begründet kein gegensätzliches Verhältnis, sondern – wie in Deutschland – ein partnerschaftliches oder wie der Freiburger Staatsrechtler und Verfassungsrichter Wolfgang Böckenförde es formulierte eine „*übergreifende Neutralität*“. Der Staat schützt Religion, definiert sie aber nicht. Dieses durchaus „deutsche“ Säkularitätsprinzip ist nach Böckenförde nicht einfach eine Eigenschaft des modernen Staates, sondern sein „*Bauprinzip*“, das er, der Staat „um des Wagnis‘ seiner Freiheit willen“ eingegangen ist. Genau das macht ihn aber auch gefährdet. Das sogenannte „Böckenförde-Diktum“ formuliert dies so: „*Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann*“.

II.

Die „drei Säulen Europas“, freiheitlich-säkularer, weltanschaulich neutraler Staat und seine Voraussetzungen, die er nicht selbst garantieren kann –

- Gibt es eine religionsunabhängige Legitimierung des modernen freiheitlichen Rechtsstaates?
- Oder ist das biblische, jüdisch-christliche Erbe Voraussetzung und Fundament des modernen demokratischen Rechtsstaates, dessen Normen und Werte, wie sie in den Menschen- und Grundrechten formuliert sind, säkular transformiert wurden?

- Sind die Grund- und Menschenrechte – insbesondere Artikel 1GG, der besagt, dass die „*Würde des Menschen unantastbar*“ ist und Artikel 1AEMR, Allgemeine Erklärung der Menschenrechte: „*jeder Mensch ist frei und gleich an Rechten und Würde geboren*“ – Sind diese verbrieften, als unantastbar, universal und ewig geltenden Rechte lediglich das Ergebnis eines europäischen Aufklärungsprozesses, der während und nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges mit den ersten Überlegungen zur Formulierung eines Völkerrechts (Hugo Grotius, Samuel von Pufendorf, Christian Wolff) seinen Anfang nahm und im Aufklärungszeitalter des 18. Jahrhunderts seine entscheidenden und für die Moderne zukunftsweisenden Gedanken formulierte (John Locke, Jean-Jaques Rousseau, Immanuel Kant)?
- Die aufgeklärte Moderne jedoch versteht sich oftmals als „historisch einmalig und nicht mehr hintergebar (sic.: und glaubt daher), für ihre Orientierung auf die offene Zukunft hin auf Geschichte als konstruktiven Dialog mit der Vergangenheit verzichten zu können“, so der Althistoriker Michael Stahl (Ders., Botschaften des Schönen. Kulturgeschichte der Antike) – Denn: „*Tief ist der Brunnen der Vergangenheit. Sollte man ihn nicht unergründlich nennen?*“ (Thomas Mann, Joseph und seine Brüder. Die Geschichten Jakobs. Vorspiel: Höllenfahrt).
- Anschließend an diese Gedanken stellt sich die Frage: Hat die jüdisch-christliche Überlieferung essentiell das gedankliche Material bereitgestellt, das zur Formulierung der Menschen- und Grundrechte und dem Freiheitsverständnis unserer westlich-europäischen Kultur und Zivilisation führte?

Diese Frage ist mit Einschränkungen zu bejahen. Im Verlauf der weiteren Überlegungen zum Thema wird das biblisch-theologische Potential herausgearbeitet und dargestellt, das nicht unwesentlich unsere westlich-europäischen und eben damit auch jüdisch-christlichen Vorstellungen von Menschenwürde und Menschenrechten nachhaltig prägten.

Vier Themengebiete werden im Teil II vorgestellt werden, die dies beleuchten und darstellen:

- *Freiheit* als Wesenskern einer liberalen Rechtsordnung: das biblische Sabbatgebot; der politische Begriff der Freiheit in der griechischen Antike;
- *Gottesebenbildlichkeit*: die Unantastbarkeit der *Menschenwürde*;
- *Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren: Paulus und die Gleichheit aller Menschen*;
- *Solidarität: die Rechtfertigung des sündigen Menschen allein aus Gnade*.

In einem abschließenden Kapitel soll, ja muss die lange Zeit konfliktbeladene, ja geradezu ablehnende Haltung der beiden christlichen Kirchen – Katholizismus und Protestantismus – zu den Menschenrechten erörtert und bedacht werden. Dieses nicht ruhmreiche Kapitel neuzeitlicher Kirchen- und Zeitgeschichte ist, Gott sei's gedankt, mehrheitlich in den christlichen Kirchen und ihren Konfessionen geschlossen. Die Kirchen stehen nicht nur fest auf dem Boden des Grundgesetzes, sondern sehen sich immer wieder in ihrem diakonischen und missionarischen Handeln geradezu als „Fackelträger“ der Menschenrechte.

Interessant wird es sein, in diesem Zusammenhang der Frage nachzugehen, wie sich christliche Friedensethik und Menschenrechte in Zeiten des völkerrechtswidrigen Überfallkrieges auf die Ukraine zu einander verhalten.

Verständnis

Von Gunter Zimmermann

In den ersten Tagen des Krieges war ein merkwürdiges Phänomen in Deutschland zu beobachten: Menschen, die Verständnis für den Überfall Putins auf einen souveränen und völkerrechtlich anerkannten Staat aufbrachten. Aus der Sicht der christlichen Liberalen

ist es durchaus sinnvoll, sich mit dieser auf den ersten Blick erstaunlichen Haltung zu beschäftigen: Welche Gründe und Motive bewegen Männer und Frauen, ein offenkundiges Kriegsverbrechen zu beschönigen, zu relativieren und als mehr oder weniger verständlich zu deklarieren.

Das erste Gefühl, das aus vielen Stellungnahmen herauszuhören war, ist Enttäuschung über die politische Entwicklung Deutschlands, Europas, „des Westens“ insgesamt. Die Erwartungen, die diese Menschen in die politische Ordnung, d.h. in die Ordnung der repräsentativen Demokratie, gesetzt haben, sind offensichtlich nicht erfüllt worden. Die Hoffnungen, die sich in ihren Vorstellungen mit dem politischen System, vor allem auch mit der Führungsmacht USA verbunden haben, sind ihrem Urteil nach nicht eingetroffen. In diesen Zusammenhang gehören ebenso die oft vorgebrachten Vorwürfe, dass die Ukraine doch ein korrupter Staat sei, für den man sich nicht einsetzen dürfe. Dies gibt auf jeden Fall Anlass, ein großes Unbehagen und Missfallen zu äußern, mannigfaltiges Versagen zu entdecken und auf gravierende Fehler zu verweisen, darüber hinaus Missetaten zu erkennen, die doch mit dem Vergehen Putins zu vergleichen seien. Verbirgt sich hinter dieser Reaktion der Enttäuschung auch der Wunsch nach einem „starken Mann“, der endlich mit diesem ganzen System aufräumen wird? Wie dem auch sei, es ist nahe liegend, aus dem Gefühl der Enttäuschung heraus Putin „zu verstehen“.

Ein zweiter, vom Gefühl der Enttäuschung unabhängiger Grund ist zweifellos der Pazifismus, der relativ unkritisch zum Maßstab aller Dinge erhoben wird. Er bietet auf jeden Fall das schöne Gefühl, sich moralisch allen anderen, vor allem aber den „bellizistischen“ Einstellungen überlegen zu wissen. Die praktischen Konsequenzen, die aus dem Grundgedanken gezogen werden, sind die Forderungen, keinen Widerstand zu leisten und jedes Unrecht zu erleiden (wobei allerdings perverser Weise die Ukrainer aufgefordert werden, in diesem Sinne zu handeln, während man selbst im scheinbar sicheren Deutschland sitzt). Sofern man die Unhaltbarkeit dieser Position einsieht, wird die Konzeption des gewaltfreien Widerstands in Spiel gebracht, die allerdings in der

Realität nur in wenig konkreten Erinnerungen an Mahatma Gandhi und Martin Luther King besteht. Immerhin, der Pazifismus ist ein Motiv, den Überfall Putins zwar nicht zu billigen, aber jedes militärische Engagement gegen den Aggressor im Gefühl der moralischen Überlegenheit auf die gleiche Stufe zu stellen und ebenso zu verdammen. Auch mit diesem Gefühl ist es verständlicherweise leicht, Putin „zu verstehen“.

Als drittes Gefühl ist schließlich die Angst vor dem Krieg zu erkennen, d.h. die Angst davor, in einen Krieg hineingezogen zu werden. Gewalt wirkt immer bedrohlich, die in einem Krieg freiwerdende Gewalt steigert die Bedrohung ins fast nicht mehr Beherrschbare. Da scheint es doch das Beste, sich aus allem herauszuhalten, keine Stellung zu beziehen und „neutral“ zu bleiben, Russland und die Ukraine dies alleine ausfechten zu lassen. Rationalisierungen für dieses „neutrale“ Verhalten sind leicht zu beschaffen, zum großen Teil sind die im ersten Abschnitt genannten Begründungen zu übernehmen. Es ist klar, dass damit die Angst nicht überwunden wird, aber das soll wohl auch nicht angestrebt werden. Die Angst ist aber mindestens ein guter Antrieb, Putin „zu verstehen“.

Neben Enttäuschung, moralischer Überlegenheit und Angst könnten wohl noch weitere Gefühle genannt werden, die Menschen zu „Putin-Verstehern“ machen. Wichtig ist jedoch m.E., dass alle Diskussionen auf der Ebene der rationalen Argumentation nur dann sinnvoll sind, wenn auch die zugrundeliegenden, sehr viel schwerer zugänglichen Bereiche der Gefühle einbezogen werden.

Predigt zum sozialpolitischen Bezirksgottesdienst am Tag der Arbeit 2022 (Lörrach)

Von Dr. Christian Mack

Liebe Gemeinde!

«Die Zukunft war früher auch schon mal besser.» Das wusste bereits vor 100 Jahren der Satiriker Karl Valentin. Und in der Tat: Die Zukunft ist in der Krise. Eine große Jugendstudie eröffnete vorletzte Woche, dass die Mehrheit der jungen Menschen lieber in der Vergangenheit leben will als in der Gegenwart, geschweige denn in der Zukunft. Und mit Vergangenheit ist nicht das letzte Vor-Corona-Jahr 2019 gemeint.

Zunächst: Die Zukunftsängste sind so alt wie unsere Zivilisation. Aber es gab einmal eine Art Gleichgewicht des Schreckens und der Hoffnung, der Apokalypse und der Utopie. Das nehme ich momentan anders wahr. Die letzte Jugend, die sich auf die Zukunft freute, war die Jugend in den späten Sechzigern und frühen Siebzigern des 20. Jahrhunderts mit ihren Ideen und Ideologien für ein besseres Leben. Bezeichnenderweise zugleich die letzte Jugend, die nicht mit einem Buchstaben als «Generation Irgendwas» kategorisiert wurde.

Science Fiction ist laut des Historikers Yuval Noah Harari die wichtigste Kunst unserer Zeit. Aber auch sie war schon utopischer. Der Blick auf die Zukunft gleicht bei vielen Menschen dem bangen Erwarten von Weihnachten, wenn man sich vor lauter Vorbereitungsstress gar nicht recht auf das große Fest freuen mag.

Ob berechtigt oder nicht: Die Menschen schauen derzeit eher mit Bangen in die Zukunft. Wenn nicht für sich selbst, dann doch zumindest für die Gesellschaft, für die Welt, für die Erde, für ihre Kinder. Jedes Jahr sterben wir an etwas anderem. Unsicherheiten bestimmen den Alltag.

Wohin entwickelt sich das Klima? Hält die Energiewende mit unseren Ressourcen überhaupt Schritt? Wie geht es weiter mit der Ukraine, mit dem Nahostkonflikt, mit Jemen und Afghanistan? Ist mein Arbeitsplatz sicher? Wird mein Lohn zum Leben reichen? Wer finanziert die Rente, wenn es immer weniger junge Menschen gibt? Was bleibt am Ende übrig, wenn alles teurer wird? Kann ich mir meine Wohnung überhaupt noch leisten? Werde ich die Energierechnung bezahlen können? Und mit was wollen, dürfen und können wir überhaupt noch heizen? Wie bleibt der Mensch in einer digitalisierten Massengesellschaft als Individuum sichtbar? Wann kommt die nächste Pandemie und was wird sie mit uns anstellen; medizinisch, aber auch gesellschaftlich? Wie können wir Freiheit und Sicherheit in einer gesunden Balance halten? Wie ist es um das Miteinander in unserer Gesellschaft bestellt? Sollte man heute überhaupt noch Kinder in die Welt setzen?

Hinzu kommt, dass in der Flüchtlingskrise und in der Coronakrise die öffentlichen Umgangsformen gelitten haben. Der öffentliche Diskurs ist rauer und polarisierender geworden. Man darf bei uns alles sagen, immer noch. Aber die Gefahr, in falsche politische Ecken geschoben zu werden oder sich einem medialen Shitstorm auszusetzen, ist deutlicher größer als noch vor 10 oder 15 Jahren. Man redet viel übereinander, und wenig miteinander. Jedes Milieu gräbt sich in der eigene Filterblase ein. Als «Stammesdenken» hat es der große Philosoph und Wissenschaftstheoretiker Karl Popper treffend bezeichnet, von dem selbst Wissenschaftler betroffen sind. Wir als Kirche übrigens leider auch.

So viele Sorgen lähmen. Sie lähmen Elan und Gestaltungswillen und stärken allenfalls die Beharrungskräfte. Denn Panik motiviert junge Menschen nicht zum Tüfteln an bahnbrechender Klimatechnologie oder einer rational durchdachten Sozialpolitik, sondern zu Fatalismus und Anklage, zu Umsturzfantasien und rhetorischer Eskalation.

Auf diese Weise wird das alte 68er-Motto «Es muss was passieren. Aber es darf nichts geschehen» zum gesellschaftlichen Minimalkonsens. Zumindest bis die nächste echte

oder gefühlte Katastrophe die nächsten bisherigen Selbstverständlichkeiten umstößt. Diese Ungewissheiten führen in eine pessimistische Abwärtsspirale.

Dazu kommt: Ein kleines bisschen gefallen wir uns auch selbst in unserem Klage-ton, dass alles den Bach herunter geht. Mit weniger als dem Weltuntergang geben wir uns ja gar nicht mehr zufrieden. Positive Stimmen, selbst solche mit guten Argumenten, haben es momentan schwer. Nach dem Motto: Da kann doch was nicht stimmen! Als wäre es ohne unsere Sorgen nicht schon ernst genug. Nein, es ist nicht alles leicht. Aber es ist wirklich «genug, dass jeder Tag seine eigene Plage hat», wie wir in der heutigen Lesung hörten (Matthäus 6, 34). Um nochmal Karl Valentin zu zitieren: «Hoffentlich wird es nicht so schlimm wie es schon ist.»

Liebe Gemeinde! Was gibt uns Zukunft? Wie können wir Leben gestalten, so dass wir es gerne leben? Nun bin ich weder Klimaleugner noch Sozialromantiker, aber eines verspreche ich Ihnen: Wir alle haben eine Zukunft. Die Welt wird weitergehen. Wir sind auch nicht die letzte Generation, die noch etwas bewegen, verändern oder gestalten könnte.

Im Alten Testament gibt es ein wichtiges Buch: Das Buch des Propheten Jeremia. Jeremia droht den Menschen Unheil an, weil sie sich von Gott entfernt haben. Er kündigt die Zerstörung Jerusalems und das Exil in Babylon an. Doch zugleich betont er: Dieses Ereignis wird nicht das letzte Wort haben. Es ist kein endgültiges Ende, sondern nur eine düstere Episode einer eigentlich hell strahlen-den Geschichte.

Genau an der Schnittstelle von Unheilsandrohungen und Heilsankündigungen steht im Kapitel 29 der bekannte Vers 11: «Ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der HERR: Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass ich euch gebe Zukunft und Hoffnung.»

Dieser Vers spricht nicht nur von der Hoffnung. Er macht sie auch. Gott sieht das Leiden der Menschen und der Welt. Der geneigte antike Leser weiß aus vorigen Kapiteln, dass

die Menschen in Jerusalem durchaus ihren Teil zu ihrer Misere beigetragen haben. Schlechte politische Entscheidungen, falsche militärische Bündnisse, fremde Götter, einseitige ökonomische Interessen. Da kommt so Vieles zusammen, dass Gott eigentlich gar nicht extra strafend eingreifen muss, weil die Menschen sich ihre Situation selber eingebrockt haben.

Der Mensch trägt die Verantwortung für sein Handeln. Das klingt nicht nur für uns heute banal. Sondern das war auch den Menschen damals klar. Niemand hatte sie gezwungen, sich beispielsweise mit den Ägyptern zu verbünden oder die ausländischen Götter Baal und Aschera anzubeten. Wer will sich da ernsthaft beschweren, wenn die Sache schiefgeht?

Auch wir erleben die Probleme unserer Welt nicht als unerklärliche Katastrophen, sondern zumeist als hausgemacht. Das muss nicht heißen, dass man immer an allem immer selbst schuld ist. Aber dass es Strukturen gibt, die bestimmte Dinge befördern oder behindern können.

Die Kehrseite dieser Erkenntnis ist allerdings, dass man immer einen Schuldigen kennt, auf den man es schieben kann. Jetzt ist «Schuld» ja nicht immer gleich moralisch oder juristisch gemeint. Aber eben doch so, dass immer irgendjemand Verantwortung trägt oder einen wichtigen Beitrag geleistet hat, dass sich Dinge so entwickelt haben, wie sie sich entwickelt haben. Sei es beim Klimawandel, sei es bei der sozialen Gerechtigkeit, sei bei kriegerischen Konflikten.

Das heißt zunächst einmal: Es geht nicht darum, dass wir aus unserem Elend heraus mit dem Finger auf den Verursacher unseres Elend zeigen. Es geht auch nicht darum, dass wir uns selber leidtun, dass wir die Hände in den Schoß legen oder dass wir so gelähmt sind, dass wir uns nicht mehr rühren können.

Es ist eben nicht alles egal, weil doch eh alles den Bach runter geht. Es ist eben nicht alles egal, weil Gott uns bestraft und deshalb alle Versuche, die Situation zu verbessern, von

vornherein zum Scheitern verurteilt sind. Es ist eben nicht alles egal, weil wir eh nichts unternehmen können.

Nein! «Ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der HERR: Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass ich euch gebe Zukunft und Hoffnung.» Das ist eine Ansage in doppelter Hinsicht.

Zum Einen: Es gibt eine Zukunft. Es gibt alleine schon deshalb eine Zukunft, weil Gott es will. Und: Weil Gott uns Zukunft und Hoffnung gibt. Das klingt banal. Aber es ist nicht banal – überhaupt nicht. Das ist nicht so gemeint: «Ach, wird schon irgendwie weitergehen!» Das klänge dann schnell wieder so nach: «Ist doch eh alles egal!» Nein, eben nicht. Es ist eben nicht egal. Es geht eben nicht irgendwie weiter. Gott hat nicht Gedanken der Gleichgültigkeit. Sondern Gedanken des Friedens. Das heißt: Es lohnt sich, gemeinsam an einer Zukunft zu arbeiten.

Wobei «Gemeinsam» durchaus heißen soll: Im demokratischen Diskurs, im Wettstreit der besten Ideen, im Austausch der verschiedenen Herangehensweisen. Statt Rechthaberei und Weltbildbestätigung brauchen wir Offenheit, Fehlertoleranz und Dialogbereitschaft. Denn der Irrtum, wie Karl Popper richtigerweise klarstellt, ist keine Schwäche, sondern die Bedingung von Erkenntnis. Das gilt natürlich erst recht für das Erarbeiten von humanen, sozialen oder nachhaltigen Zukunftsperspektiven.

Die andere Hinsicht: Wir sind nicht alleine. Bei der Gestaltung der Zukunft handeln wir nicht gegen Gottes Strafaktionen. Sondern wir wissen, dass er an unserer Seite steht. Er will uns Hoffnung geben, nicht Angst, auch nicht Gleichgültigkeit. Wenn wir an unserer Zukunft arbeiten, dann arbeiten wir nicht gegen Gottes Plan, sondern mit ihm und durch ihn. Wir sollen uns also nicht in unserer Filterblase eingraben, sondern in die Welt hinausgehen und die Zukunft gestalten. Dabei wird es Niederlagen und Rückschläge geben. Niederlagen und Rückschläge, die uns die Chance geben, aus ihnen zu lernen und neue Ideen zu entwickeln.

Wenn man Jeremia modern übersetzt, sagt er: Nur eine Krise produziert echten Wandel. Wenn die Krise eintritt, dann hängen die Reaktionen darauf von den Ideen ab, die verfügbar sind. Ideen kann man aber nur entwickeln, wenn man an eine Zukunft glaubt. Das ist unsere grundlegende Aufgabe: Alternativen zu entwickeln, um sie lebendig und verfügbar zu halten, «bis das Unmögliche das Unausweichliche» wird (Milton Friedman).

Gott zwingt uns nicht zur Mitarbeit. Er lädt uns ein. Und dort, wo wir nicht mehr können, will er dafür sorgen, dass es trotzdem weitergeht, damit unsere Zukunft nicht nur davon abhängt, wie viel Kraft und Elan wir einbringen können. Gott selber ist es, der sich einbringt in die Zukunft dieser Welt. Seiner Welt. Unserer Welt.

Man sagt ja oft: Religion ist nicht von dieser Welt. In dieser Hinsicht ist das sogar sehr wichtig. Wir brauchen sozusagen den Blick von oben, den Blick von außen auf uns selbst. Denn ohne diesen Blick von oben würden wir uns in der Welt unserer Umgebung verheddern, in den Sorgen und Ängsten, die uns lähmen. Deshalb ist es wichtig, durch Jeremia die Stimme Gottes sozusagen als Außenperspektive wahrzunehmen. Sonst landen wir schnell wieder am Ausgangspunkt. Und gerade das will Gott ja nicht. Es ist eine Utopie. Aber im besten Sinn. Denn ohne Utopien bleibt man in der Realität gefangen.

Von Natur aus neigt der Mensch zum Pessimismus. Seinem Glauben verdankt er seinen Optimismus. Und dabei unterschätzt der Mensch seine Fantasie und seinen Glauben an das Gute, der ihn nicht vor Angst erstarren und Autobahnen blockieren, sondern handeln lässt. Für die Überwindung der Armut. Für eine klimafreundlichere Welt. Für menschenwürdige, nachhaltige Arbeitsbedingungen. Für Freiheit, Frieden und Menschenrechte. Die Welt wird nicht von der letzten Generation gerettet werden, sondern durch die letzten optimistischen Geschichten, durch die letzten Utopien.

«Denn ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der HERR: Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass ich euch gebe Zukunft und Hoffnung.»

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Ängste und Sorgen, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Dr. Christian Mack (Kandern) ist Bezirksbeauftragter für den Kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt (KDA) im Kirchenbezirk Markgräflerland



Christliche Liberale e.V.

E-Mail: info@christliche-liberale.de •

Homepage: www.christliche-liberale.de

Christliche Liberale – EKK eG –

Konto: 3693244 - BLZ: 520 604 10, IBAN: DE02520604100003693244

BIC: GENODEF1EK1